

Der besorgte Reisegenosse.

Von Arkadij Semenovitsch.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Wir sahen zu dreien nebeneinander auf der weich gepolsterten Bank des Coupés: ich am Fenster, mein Freund Resapjattin in der Mitte und zu seiner Rechten ein fremder Mann mit lebhaften, schwarzen Augen, die tief in den bläulichen Höhlen lagen.

Er trug einen schwarzen Rock und hatte um den Hals ein Tuch von so ungläublicher Länge geschlungen, daß Hals, Kopf und Schultern an eine Miesentrolche mit Garn erinnerten. Raum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, als ich eine Zeitung aus der Tasche zog, an das Fenster nahe heranrückte und mich ins Lesen vertiefte.

„Wie wenig wir auf unsere Gesundheit bedacht sind“, bemerkte plötzlich der Fremde und wandte sich mir in freundlicher Weise zu. „Wieso denn?“ „Zum Beispiel Sie, mein Herr, Sie lesen... Wissen Sie auch, daß das Lesen im Coupé eines in voller Fahrt begriffenen Zuges den Ruin für die Augen bedeutet?“

„Ach, gleich den Ruin!“ „Ganz gewiß! Sie können das ganz wörtlich nehmen... Mir erklärte ein deutscher Professor, daß Lesen im Coupé Gift für das menschliche Auge sei. Es ist schon besser, sagte er, die Augen gleich mit Säure auszubrennen, als sie nach und nach zu verlieren. Entsetzlich!“

„Worin besteht denn der Schaden?“ „Das will ich Ihnen auseinandersetzen! Die Ihnen bekannt ist, besteht die Augenlinse aus einer hellen, farblosen Flüssigkeit, die sich in einem besonderen Behälter befindet. Strenge Sie die Linse an, so beginnt die darin eingeschlossene Flüssigkeit infolge der wogenden Bewegung des Waggons allmählich auszutrocknen. Im Zusammenhang mit dieser Erscheinung findet eine Verengung und Einschrumpfung jenes Behälters statt; der Augapfel verliert seine runde Form, seine Elastizität und Festigkeit und wird schlaff und weich, wie ein Weinslauch, aus dem man den Wein entfernen hat. Schließlich erwachen Sie eines Tages und — verzeihen Sie den billigen Witz — Sie sehen plötzlich, daß Sie nichts sehen. Empfinden Sie beispielsweise jetzt nicht eine gewisse Trockenheit im Auge?“

„Ja... Ich glaube... Ein wenig...“ „Nun, sehen Sie!“ Er verstimmt. Ich durchblätterte rasch die Zeitung, überlegte mich, daß nichts Interessantes darin stand, rollte sie zusammen und legte sie ins Obernetz.

„Gestatten Sie mir, Ihre Zeitung durchzusehen?“ fragte der Fremde. — „Bitte sehr! Aber warum wollen Sie sich denn die Augen verderben?“ „Ach, ich bin in dieser Hinsicht ein vollständiger Tor. So wie ich wirtschaftlich mit seiner Gesundheit nur ein Selbstmörder. Einmal verschrieb mir der Arzt Kotain! Was tat ich? Teelöffelweise habe ich es verschluckt. In Samara badete ich in einer Eiswanne, und in Petersburg rauchte ich Zigaretten, die ein an der Pest Erkrankter in der Tasche herumgetragen hatte.“

Resapjattin schlug die Hände zusammen. „Gott, wie entsetzlich! Das Blut erstarrt einem!“

Der Fremde las, während wir beide — Resapjattin und ich — mit langen Nasen dafachen und nur selten abgerissene Sätze wechselten. „Wann sind wir in Tiflis?“ „D, noch nicht so bald.“ „Die Zeit wird einem furchtbar lang.“

„Das stimmt.“ „Es ist sehr schön im Coupé.“ — „Ja.“ „Weißt du, hier ist schon Frühling.“ „Ja, das ist wahr.“ „Sieh, diese Bäume!“ „Ja, sie sind groß.“ „Als der Fremde die Zeitung ausgelesen hatte, hielt er sie mir hin, gähnte und redete sich träge. „Ach, wenn man jetzt ein Schläflchen machen könnte!“

Er bielte Resapjattin an und sagte: „Das ist die schlimmste Strafe in Rußland.“ „Wieso denn?“ „Fast jeden Tag gibt es einen Zusammenstoß.“ „Was Sie sagen! Warum wird denn in den Zeitungen nicht darüber geschrieben?“

„Solche Dinge werden mit Absicht verheimlicht... Sie verstehen... hm. Die vielen Opfer.“ „Eine qualvolle Situation!“ bemerkte Resapjattin und sah mich ängstlich an. „Das würde noch fehlen!“

„Das schlimmste ist“, sagte der Fremde, „daß die Waggons so eng gebaut sind. Falls jetzt ein Zusammenstoß erfolgen sollte, wären wir alle, die wir hier sitzen, verloren.“ „Wieso?“ „Es ist nicht anders möglich! Sehen Sie her: Unsere Knie stoßen fest an die Wand des Coupés. Stellen Sie sich vor, daß ein Zug auf uns aufgefahren ist! Sofort schlägt die Wand des Nachbarcoupés auf unsere Wand, und unsere Wand wiederum auf unsere eigenen Knie.“

„Und was geschieht?“ fragte Resapjattin leise, indem er die Coupéwand mit weit aufgerissenen Augen ansah. „Was? — das fragen Sie? — Ihre Köpfe dringen momentan insolge des Stoßes in Ihren Leib ein, pressen die Leber und die Därme heraus und Sie klappen zusammen wie ein Fernrohr. Ja, wissen Sie... Es ist unangenehm, das eigene Schienbein an der Stelle zu fühlen, die von Natur für Lunge und Herz bestimmt ist.“

Wir schwiegen besonnen. „Ja, und das schaurigste ist, daß man mit solchen Verletzungen noch drei, vier Tage leben kann.“ „Nun, und angenommen, daß der Passagier im Augenblick des Zusammenstoßes im Korridor stand?“ fragte Resapjattin. „Droht ihm dann dieselbe Gefahr?“

„Nein! Sie werden selbst begreifen, daß nicht die Längs-, sondern die Querrände gefährlich sind. Ich kannte in Nowosibirsk einen Menschen, der als einziger unter Hunderten am Leben blieb, nur weil er im Augenblick der Katastrophe auf dem Korridor spazierte. Er heißt Semenov. Ein Elektrotechniker.“

Ich tauschte mit Resapjattin Blicke, und wir verstanden uns, ohne ein Wort zu sagen. Aus Anstand sahen wir noch etwa drei Minuten, dann sagte ich: „Mein Fuß ist mir ein wenig eingeschlagen. Ich möchte mir ein wenig Bewegung machen.“ „Ich auch“, rief Resapjattin aufspringend. „Laß uns eine Zigarette rauchen!“

III. Als wir auf dem Korridor waren, blinzelte Resapjattin mir zu und sagte: „Habe ich das mit dem Rauchen nicht gefühlt gedreht? Es wäre peinlich gewesen, einfach so fortzugehen. Er hätte uns für Freiglinge halten können, die vor Schreck ausreißten, nicht wahr?“

Der Rahmen glitt mit leichtem Gepolter hinunter, und eine kühle, von Frühlingstauten getränkte Steppenluft wehte uns entgegen. „Wie herrliche Luft! Merkst du den Kaukasus?“

„Der keine Balsam!“ Mächtige Berge zeichneten sich in der Ferne im Gestalt leichter, blauer Dunstgepenster. Man fühlte sich von der warmen Luft und dem frischen Erdgeruch lieblos umfangen. „Etwa zwei Stunden verbrachten wir stehend, fast ohne zu sprechen, betrauert und in Gedanken verfunken.“

„Hinter uns ertönte eine Stimme: „Was machen Sie denn hier?“ Unser Coupégenosse stand hinter meinem Rücken. „Fühlen Sie diese Luft?“ fragte ich. „Ja, ich will auch versuchen, das andere Fenster zu öffnen.“

„Nein“, entgegnete Resapjattin. „Alle Fenster sind noch für den Winter verriegelt, das hier ist das einzige offene.“ „Da hätten wir also den Kaukasus!“ bemerkte der Fremde nachdenklich. „Ein schönes Land, exotisch wie die Klapperschlange, aber auch giftig wie diese. Es kann ebenso gefährlich werden!“

„Wieso?“ „Der Kaukasus? Das ist doch das Land der Raubmörder! Nehmen Sie zum Beispiel, Sie stehen ahnungslos am Fenster, plaudern still, plötzlich faßt hinter jenem Stein eine Angel daher — bang! — in Ihre Schläfe, und Sie sinken lautlos zusammen.“

„Wie ist so etwas möglich?“ „Das ist so klar wie der Tag: Es sind die Sitten der Eingeborenen. In der gefrigen Zeitung... Haben Sie keine Zeitung gelesen?“ „Nein.“

„Ach, was! Genau wie Sie stand vor dem offenen Fenster ein Jude, von Beruf Klavierstimmer, und atmete die frische Luft ein... Bang! Und er zuckte nicht einmal. Eisenstück hieß er.“

„Wofür denn, mein Gott!“ „Die Abreken prüfen auf diese Weise ihren Heldensinn. Wer mehr Passagiere niederschleift, genießt ein höheres Ansehen im Kosakendorf. Wer noch keine zehn erschossen hat, den heiratet kein Mädchen.“

„Weiß der Teufel! Wir wollen doch lieber das Fenster schließen, Resapjattin.“ „Erlauben Sie, ich will's riskieren“, sagte der Fremde faltblütig, indem er sich auf das schmale Fensterbrett stützte. „Hören Sie, sollte mich eine Kugel treffen, so nehmen Sie mein Gepäck und schicken Sie es nach Tiflis an Michojenko, Golowinski-Froypelt Nr. 2.“

IV. Als wir in Tiflis aus dem Coupé stiegen, begegnete uns einer hübschen, stattlichen Dame, die unseren wahnwitzigen Mitreisenden abholte. „Nun, wie bist du gereist?“ fragte sie, ihn küßend. „Ausgezeichnet. So lange man auf so erkaunliche Reisegenossen stößt, wie jene zwei (er zeigte auf uns), läßt es sich auf der russischen Eisenbahn noch reisen.“

Eine Reise.

Humoreske von E. Golowin.

Das Ehepaar Petrow spazierte ungeduldig und ein wenig mißmutig auf dem Perron des Warschauer Bahnhofes auf und ab. Bis zum Abgang des Schnellzuges blieben noch zehn Minuten, und von den vielen Freunden und Bekannten, die ihre Begleitung versprochen hatten, zeigte sich niemand.

Anna Andrejewna seufzte tief auf und bemerkte: „Zehn Jahre lang habe ich mich auf diesen Augenblick gefreut und jetzt...“ Sie konnte ihren Satz nicht vollenden, denn auf sie zu steuerte im Sturmschritt ein dicker, rotbacher Herr, der eine ebenfalls rundliche Dame am Arm führte, und hinter ihnen tauchten noch verschiedene betannte Gesichter auf.

Der rotbacher Herr überreichte der jungen Frau ein Bukett aus weißen Rosen, es regnete Klüße und Umarmungen, die ganze Gesellschaft schrie: Auf Wiedersehen! Glückliche Reise! Und endlich setzte sich der Zug in Bewegung, zur geheimen Erleichterung aller Anwesenden, von denen jeder für sich stillschweigend wieder einmal konstatiert hatte, daß die Zeiger der Bahnhofsuhr verflucht langsam vorrücken.

Drinnen im Abteil begannen die Reisenden sich gemütlich einzurichten. Frau Petrow holte den geräumigen Stuhl hervor, und ihr Mann wollte gerade seinen Hut mit der bequemeren Reisemütze vertauschen, als sich etwas Unerwartetes ereignete.

Arkadij Semenovitsch ließ plötzlich den Hut fallen, sprang auf, rolfte die Augen und schlug sich an die Brust. „Was ist mit Dir?“ fragte die entsetzte Gattin. „Der Schreitisch!“

„Nun?“ „Ich habe vergessen, das rechte Fach abzuschließen!“ Anna Andrejewna, die im ersten Augenblick an einen plötzlichen Wahnsinnsanfall geglaubt hatte, fing an, sich zu beruhigen. „Was ist denn dabei?“ erwiderte sie ziemlich faltblütig. „Deswegen brauchst Du doch einen nicht zu Tode zu erschrecken.“

Doch Arkadij Semenovitsch zitterte noch immer an allen Gliedern. „Entsetzlich! Unfassbar!“ flüsterte er vor sich hin. In Anna Andrejewnas Kopf tauchte ein schwarzer Verdacht auf. Sie fing an zu schluchzen: „Ich verstehe alles, alles. Du vermagst in diesem Fach Deine Liebesbriefe!“

„Unfinn“, erwiderte ihr Mann, der sich ein wenig gefaßt hatte, ärgerlich. „Keine Liebesbriefe, sondern meinen geladenen Revolver!“ „Großes Gott! Die Kinder!“

stöhnte die unglückliche Mutter. „Cousine Marie wird schon aufpassen“, erwiderte Arkadij Semenovitsch mit einem schwachen Versuch, sie zu trösten, selbst noch immer ganz bleich im Gesicht. Dann herrschte lange Zeit ein düsteres Schweigen.

wieder ein menschliches Aussehen gewonnen hatte, stürzte er wie ein Panther auf das unglückliche Einmacheglas, von dem es noch immer melancholisch auf den Sitz niedertäufelte, riß es aus dem Netz und warf es in einem weiten Schwung aus dem Fenster.

Anna Andrejewna sah ihm mit stiller Sehensucht nach... Der nächste Tag verging ohne Abenteuer, und gegen Abend rollte der Zug in Berlin ein. Hier wollte das Ehepaar einige Tage verbringen und dann auf einen Monat in die Schweiz gehen. Nachdem sich die Reisenden im Hotel etwas ausgeruht hatten, machten sie einen kleinen Bummel durch die Stadt und lehrten sehr angeregt heim.

Der Portier überreichte ihnen ein Telegramm. Arkadij Semenovitsch riß es auf, überflog es und wurde freudbelehrt. Das Telegramm hatte folgenden Wortlaut: „Kinder gesund. Wegen unbefugter Anschaffung eines Revolvers zu 200 Rubel Strafe verurteilt. Marie.“

„Ach das noch“, murmelte Arkadij Semenovitsch düster. „Welcher Schurke hat mich wohl der Polizei angezeigt?“ „Die Post nimmt von Spitzeln“, bemerkte seine Frau. „Du hättest Dich vorsichtiger ausdrücken müssen. Verschleierte.“

wiederholte Arkadij Semenovitsch höflich. „Wie hätte ich das wohl anfangen sollen?“ „Ganz einfach. Anstatt ‚geladener Revolver‘ hättest Du telegraphieren müssen: ‚Vorricht! Rechtes Fach gefährliches Spielzeug.‘“

„Ja ja Widdisinn!“ knurrte der Mann. „Aber er sah sehr schuldberührt aus.“ Am nächsten Morgen weckte Anna Andrejewna ihren Mann schon sehr früh und legte ihm ihren Plan vor: am Vormittag einige Museen und Bildergalerien zu besuchen, dann in einen guten Gartenrestaurant zu dinnieren und später einen Ausflug nach Potsdam zu unternehmen.

Arkadij Semenovitsch, der von vergangenen Tagen her noch etwas kleinlaut gestimmt war, fügte sich ohne Widerstand, und der Morgen verging programmäßig, wenn auch unter verschiedenen heimlichem Fluchen und Gähneln von Seiten des durchaus tunsfeindlich g'immten Gatten.

Endlich schlug die Mittagstunde, und das gute Diner frische die ermatteten Lebensgeister wieder auf. Als sie den Garten verlassen hatten und auf der heißen Straße dahinschritten, blieb Frau Petrow plötzlich stehen und bürdewühlte ängstlich ihr Taschchen. „Mein Gott, das Portemonnaie mit den 200 Mark ist fort, jammerte sie fassungslos. „Ich habe es doch noch soeben im Garten gehabt!“

„Wir müssen sofort dahin zurückkehren und Nachforschungen anstellen.“ Im Garten empfing sie der Kellner, der sie bedient hatte, führte sie auf ihren Wunsch zu dem Tisch, wo sie gesessen, und half sehr eifrig beim Suchen. Umsonst! Das Portemonnaie war nirgendwo zu finden. Der Wirt trat hinzu und riet, den Fall der Polizei zu melden.

Auf dem Polizeiamt wurden Herr und Frau Petrow einem Verhör unterworfen; der Beamte notierte sich Namen und Adresse und fragte endlich, ob sie einen bestimmten Verdacht hätten.

Die Herrschaften im Garten verloren haben... Er wollte weiterprechen, aber ein Freudenausbruch unterbrach ihn: „Hurrah! Hörst Du, Anjuta?“

Die junge Frau erwiderte nichts, sie blickte mit großen Augen den Besamten an. War es denn möglich, daß ein Polizist etwas Gutes brachte? Auf näheres Befragen erzählte der biedere Hüter des Gesehes, daß auf den geäußerten Verdacht hin der Kellner einer Leibesvisitation unterworfen und das gefuchte Portemonnaie richtig bei ihm gefunden wurde. Die zweihundert Mark waren noch vollständig vorhanden.

Der Schuhmann entfernte sich, während Frau Petrow sich die letzte Träne aus dem Auge wischte und vergnügt ausrief: „Habe ich nicht recht gehabt?“ Fünf Minuten später ging das Ehepaar kreuzfidel die Treppe herunter. Ein solches Ereignis mußte gefeiert werden, und überhaupt war es ja nur ein Akt der Verzweiflung gewesen, um halb elf schlafen zu gehen, wie sie ladend konstatierten, als sie bald darauf in einem guten Restaurant saßen und eine Flasche Rheinwein auf das Wohl der Berliner Polizei tranken.

„Wie schön muß es jetzt bei uns auf dem Lande sein“, sagte ein paar Tage später Arkadij Semenovitsch zu seiner Frau, als sie ein wenig theater- und konzertmüde im Tiergarten darsinshenderten. Anna Andrejewna fuhr zusammen und blickte ihren Mann erstaunt an. Auch sie hatte eben voll Sehnsucht an ihre Kinder und ihr hübsches kleines Landhäuschen gedacht.

„Ja, wunderschön, Arkadij. Die Springen blühen und alle Sträucher duften...“ „Und wir fahren heute abend in die Schweiz“, schloß er und seufzte ein wenig. Anna Andrejewna schwieg, und sie gingen langsam weiter. Plötzlich hob die junge Frau den Kopf und sah einer Dame nach, die am Arm eines Herrn mit raschen Schritten an ihnen vorbeiging.

„Träume ich... oder... das ist doch Marie!“ Ihr Mann lachte. Du leidest an Halluzinationen. Marie sieht wohlbehalten in Petersburg und hütet unsere Kinder.“ Aber seine Frau ließ sich nicht irre machen. „Um Gottes Willen, Arkadij, ich sehe Dich an... wir müssen sie einholen.“

Arkadij Semenovitsch zuckte die Schultern. „Meinetwegen.“ Gleich darauf standen sie vor dem übertrafsten Paar. „Marie!“ rief Anna Andrejewna erschüttert. „Bist Du es wirklich? Wie kommst Du her?“

Arkadij Semenovitsch hatte die Sprache verloren. Die junge, elegante Frau lächelte: „Vor allem erlaubt mir, Euch meinen Mann vorzustellen!“ „Deinen Mann?“ riefen jetzt beide wie aus einem Munde. „Ja... Ihr kennt ihn doch. Er hat ja viel bei Euch verkehrt. Vorgestern haben wir uns trauen lassen...“

Der reiche Großkaufmann Solowow verbeugte sich lächelnd. „Es ging ja allerdings etwas schnell. Ich mußte auf ein halbes Jahr in Gefängnis nach England und wollte nicht allein reisen.“ „Und... die... Kinder?“ fragte Anna Andrejewna stotternd. „Die haben wir natürlich mitgebracht. Und die Bonne auch. Wir konnten sie doch nicht im Stich lassen. Sie erwarten Euch im Hotel.“

„Ich danke Dir sehr für die Überbrachtung, liebe Cousine“, sagte jetzt Arkadij Semenovitsch, der sich inzwischen gefaßt hatte, giftig. „Du scheinst zu vergessen, daß wir unsere verstaumte Hochzeitsreise nachholen wollen... Für gewöhnlich pflegt man ja allerdings nicht Kinder auf solche Reisen mitzunehmen.“

Die Herkunft der Distanzarte.

Als das Ursprungsland der Besuchskarte wird gewöhnlich Frankreich angegeben, und zwar pflegt man besonders Ludwig XV. mit ihrer Erfindung in Zusammenhang zu setzen. Neuere Forschungen aber haben den Beweis erbracht, daß die Distanzarte in Italien entstanden ist. „Una Cartolina con l'arme e il nome“ (eine Karte mit Wappen und Namen) findet sich in einem Briefe erwöhnt, den Giacomo Contarini im Jahre 1572 an seinen Bruder in Padua schrieb. Der Gebrauch der Besuchskarte wurde in der Tat von Padua und anderen Hochschulen durch junge Franzosen, die zum Studium nach Italien kamen, nach Frankreich gebracht. Auch an der Universität in Bologna pflegten abwesende Professoren an der Türe ein Pergamentblättchen, auf dem der Namen geschrieben stand, zurückzulassen. Diese „Todesblätter“ (Pergamentblättchen), wie der Fachausdruck lautet, waren häufig mit kleinen Miniaturen, farbigen Materialien oder Zeichnungen versehen. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts blieben sie ein Vorrecht der höheren Stände und bewahrten den Charakter kleiner Kunstwerke.

Die Herkunft der Distanzarte.

Als das Ursprungsland der Besuchskarte wird gewöhnlich Frankreich angegeben, und zwar pflegt man besonders Ludwig XV. mit ihrer Erfindung in Zusammenhang zu setzen. Neuere Forschungen aber haben den Beweis erbracht, daß die Distanzarte in Italien entstanden ist. „Una Cartolina con l'arme e il nome“ (eine Karte mit Wappen und Namen) findet sich in einem Briefe erwöhnt, den Giacomo Contarini im Jahre 1572 an seinen Bruder in Padua schrieb. Der Gebrauch der Besuchskarte wurde in der Tat von Padua und anderen Hochschulen durch junge Franzosen, die zum Studium nach Italien kamen, nach Frankreich gebracht. Auch an der Universität in Bologna pflegten abwesende Professoren an der Türe ein Pergamentblättchen, auf dem der Namen geschrieben stand, zurückzulassen. Diese „Todesblätter“ (Pergamentblättchen), wie der Fachausdruck lautet, waren häufig mit kleinen Miniaturen, farbigen Materialien oder Zeichnungen versehen. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts blieben sie ein Vorrecht der höheren Stände und bewahrten den Charakter kleiner Kunstwerke.

Die Herkunft der Distanzarte.

Als das Ursprungsland der Besuchskarte wird gewöhnlich Frankreich angegeben, und zwar pflegt man besonders Ludwig XV. mit ihrer Erfindung in Zusammenhang zu setzen. Neuere Forschungen aber haben den Beweis erbracht, daß die Distanzarte in Italien entstanden ist. „Una Cartolina con l'arme e il nome“ (eine Karte mit Wappen und Namen) findet sich in einem Briefe erwöhnt, den Giacomo Contarini im Jahre 1572 an seinen Bruder in Padua schrieb. Der Gebrauch der Besuchskarte wurde in der Tat von Padua und anderen Hochschulen durch junge Franzosen, die zum Studium nach Italien kamen, nach Frankreich gebracht. Auch an der Universität in Bologna pflegten abwesende Professoren an der Türe ein Pergamentblättchen, auf dem der Namen geschrieben stand, zurückzulassen. Diese „Todesblätter“ (Pergamentblättchen), wie der Fachausdruck lautet, waren häufig mit kleinen Miniaturen, farbigen Materialien oder Zeichnungen versehen. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts blieben sie ein Vorrecht der höheren Stände und bewahrten den Charakter kleiner Kunstwerke.

Die Herkunft der Distanzarte.

Als das Ursprungsland der Besuchskarte wird gewöhnlich Frankreich angegeben, und zwar pflegt man besonders Ludwig XV. mit ihrer Erfindung in Zusammenhang zu setzen. Neuere Forschungen aber haben den Beweis erbracht, daß die Distanzarte in Italien entstanden ist. „Una Cartolina con l'arme e il nome“ (eine Karte mit Wappen und Namen) findet sich in einem Briefe erwöhnt, den Giacomo Contarini im Jahre 1572 an seinen Bruder in Padua schrieb. Der Gebrauch der Besuchskarte wurde in der Tat von Padua und anderen Hochschulen durch junge Franzosen, die zum Studium nach Italien kamen, nach Frankreich gebracht. Auch an der Universität in Bologna pflegten abwesende Professoren an der Türe ein Pergamentblättchen, auf dem der Namen geschrieben stand, zurückzulassen. Diese „Todesblätter“ (Pergamentblättchen), wie der Fachausdruck lautet, waren häufig mit kleinen Miniaturen, farbigen Materialien oder Zeichnungen versehen. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts blieben sie ein Vorrecht der höheren Stände und bewahrten den Charakter kleiner Kunstwerke.